

Jürgen Kriz

Entwicklung zur Empathie aus Sicht der Personzentrierten Systemtheorie

The Development of Empathy from the Perspective of the Person-Centered Systems Theory

Die Entwicklung von Empathie kann als komplexer, vernetzter Prozess gesehen werden, dessen Hauptaspekte sich unterschiedlichen Prozessebenen zuordnen lassen. Die Personzentrierte Systemtheorie unterscheidet hier vor allem vier Ebenen: eine organismische, psychische, interpersonelle und kulturelle Prozessebene. Während nun psychische und interpersonelle Prozesse und deren gegenseitige Beziehung typischerweise Gegenstand von Diskursen in Psychotherapie und Entwicklung sind, werden organismische und kulturelle Aspekte meist unterschätzt. Es wird allerdings gezeigt, dass essentielle Fähigkeiten, die als Basis für Empathieentwicklung zu sehen sind, Ergebnisse menschlicher Evolution und daher (als potentielle Leistungen) bereits angeboren sind (das sog. „social brain“). Auf der anderen Seite gilt zu berücksichtigen, dass psychisches und anderes „innere“ Geschehen, das üblicherweise der 1.-Person-Perspektive als „subjektive“ Erfahrung zugeordnet wird, nur dann dem Subjekt verstehend zugänglich ist, wenn es die Kulturwerkzeuge der 3.-Person-Perspektive auf sich selbst anwendet – insbesondere Sprache mit Begriffen, Metaphern, Erklärungsprinzipien, Narrationen und so weiter. Indem die Mutter (oder eine andere Bindungsperson) symbolisiert oder mentalisiert kann das Baby die angeborenen Potentiale von Selbstempathie und Empathie entfalten.

Wenn man nun allerdings die so wichtige Ebene kultureller Prozesse ernst nimmt, lässt sich auch feststellen, dass das Ideal von Kleinkindern, die ihre inneren Gefühle, Wünsche und Zustände ausdrücken, eine typisch westliche Mittelschichts-Ideologie der letzten Jahrzehnte ist. Im Gegensatz dazu lebt der allergrößte Teil der Menschen auf diesem Planeten in Gesellschaftsformen, die nach ganz anderen Regeln funktionieren und andere Entwicklungsideale für Kinder haben. Hier sind besonders Kooperation und eine Empathie für die Erfordernisse in der Gruppe bzw. Sozialgemeinschaft wichtig. Die Vor- und Nachteile einer so erweiterten Konzeption von Empathie(entwicklung) werden abschließend diskutiert.

Schlüsselwörter

Empathie, Personzentrierte Systemtheorie, social brain, Kulturvergleich, mentalisieren

The development of empathy can be seen as a complex, interwoven process in which main aspects can be attributed to different process-levels. The person-centered systems theory focuses on four levels – the organismic, the psychic, the interpersonal and the cultural process level. While the psychic and interpersonal processes as well as their relationship are typically subject to discourses concerning psychotherapy and development the contribution from organismic and the cultural processes are widely underestimated. However,

it is shown that many essential abilities which are the basis of empathy have developed out of evolutionary processes and are, therefore, (potentially) inborn (the so-called "social brain"). On the other side, to understand psychic and other "inner" processes which are subject of the first-person-perspective, the so-called "subjective" experience, a human being has to applicate cultural instruments of the third-person-perspective – particularly language with its terms, metaphors, principles of explanation, narratives and so on. By symbolizing and metalizing inner processes of the baby by the mother (or another key-person for attachment) the baby unfolds the self-empathy as well as empathy to others. However, taking the perspective of "culture" seriously, the ideal of toddlers expressing primarily their inner feelings, desires and states is a typical western middle-class ideology of the last decades. In contrast, the far most people on earth are living in societies with other rules and ideals of education. Here, especially cooperation and empathy for the belongings and needs of the social group are important. The advantages and disadvantages of an extended understanding of empathy are finally discussed.

Keywords

Empathy, person-centered systems theory, social brain, mentalization, comparing cultures

Einführung in zentrale Aspekte des Themas

„Empathie“, „Beziehungsfähigkeit“ und „Säuglingskompetenzen“ sind miteinander verwobene Themen und Forschungsbereiche – wozu auch „prosoziales“, „soziales“ und „kooperatives“ Verhalten, „Bindungsmuster“ gehören – die in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten im Fokus einer bemerkenswerten Konvergenz unterschiedlicher thematischer Diskurse und Strömungen stehen. Hierbei werden disziplinübergreifend Befunde aus Gehirnforschung, Evolutionspsychologie, Entwicklungspsychologie und Säuglingsforschung sowie System- und Selbstregulationstheorien miteinander in Beziehung gebracht und sowohl für Fragen hinsichtlich der therapeutischen Beziehungsgestaltung als auch für das Verständnis von Alltagsverhalten herangezogen.

Diese Vielfalt einfließender Perspektiven erzeugt bisweilen unzulässige und verwischende Kategorienvermengungen. So fördern Buchtitel wie „Unser empathisches Gehirn“ (Keysers, 2014) die bei HirnforscherInnen nicht selten zu findende problematische Sprechweise, bei der die „Amygdala denkt“ oder „im Gehirn das Mitgefühl aufleuchtet“ – eine moderne „Weiterentwicklung“ des seit langem kritisierten Mediziner-Jargons, wonach „auf Zimmer 214 ein Karzinom liegt“. Denn natürlich empfinde ich gegenüber einem Gehirn – egal ob „in vitro“ oder „in vivo“ – keine Empathie und erwarte auch nicht, dass ein Gehirn mir gegenüber so etwas empfindet. Vielmehr macht es nur Sinn, von „Empathie“ zwischen (ganzheitlich betrachteten) Menschen zu sprechen, wie auch in diesem Beitrag deutlich herausgearbeitet wird. Damit wird auch die Frage, ob wir bei Prozessen affektiver Koordination zwischen Tieren von „Empathie“ sprechen können, definitorisch verneint, wengleich wir gerade auch in diesem Beitrag aus der genaueren Betrachtung animalischer organischer Prozesse viel Nützliches zum Verständnis von „Empathie“ gewinnen können. Aber indem nicht nur die organismische sondern auch die sozial-kulturelle Eingebundenheit psychischer und interpersoneller Prozesse betont wird, ist gerade letzteres – eine differentielle, in hohem Maße auch auf Symbolen beruhende

kulturelle Umgebung des Menschen – ein leicht fassbarer Grund für diese Exklusivität gegenüber anderen Lebensformen.

Die spannendere Frage, als die nach „tierischer Empathie“, ist nicht nur mit unseren Gefühlen gegenüber Säugetieren, besonders Jungtieren, und sogar gegenüber „süßen“ Stofftieren verbunden. Noch interessanter ist vielmehr das Gefühl, von einem Computerprogramm „empathisch verstanden“ zu werden – wie selbst die unglaublich einfache Realisierung durch „Eliza“ zeigt, einem bereits vor über einem halben Jahrhundert in der Anfangszeit der Computer entwickelten, und entsprechend simplen Dialog-Algorithmus des Informatikers Joseph Weizenbaum, mit dem eine virtuelle „Psychotherapeutin“ auf per Computertastatur eingetippte Statements reagierte. Viele Testpersonen waren am Ende ihrer „Therapeutengespräche“ fest davon überzeugt, sich tatsächlich mit einem sensiblen und verständnisvollen Doktor ausgetauscht zu haben und fühlten sich verstanden. Im Gegensatz zu Weizenbaum selbst, der dies nur als Demonstration programmtechnischer Möglichkeiten verstanden wissen wollte, glaubten nicht wenige praktizierende PsychiaterInnen ernsthaft daran, auf diesem Wege zu einer automatisierten Form der Psychotherapie gelangen zu können (vgl. Weizenbaum, 2000). Da Computer- bzw. Internet-Therapien derzeit stark in Diskussion sind, ist die Frage, wie weit solche Ansätze – über Selbstmanagement und dem Trainieren bestimmter Skills hinaus – gehen können. Die Frage, was es bedeutet, wenn jemand den Eindruck hat, vom „Gegenüber“ empathisch verstanden zu werden (auch wenn sich, objektiv gesehen, dahinter ein Computer verbirgt oder verbergen könnte), verweist jedenfalls darauf, dass zwischen einer „objektiven“ und einer „subjektiven“ Sicht unterschieden werden muss.

Wenn betont wird, dass für (eine u. E. sinnvolle Konzeption von) „Empathie“ beachtet werden muss, dass zu jedem Moment in einer Beziehung zwischen Menschen Einflüsse aus Prozessen auf der körperlichen, der psychischen, der interpersonellen und der kulturellen Ebene wirken, und darüber hinaus zwischen intersubjektiv-, „objektiven“ Beschreibungen und „subjektivem“ Erleben unterschieden werden muss, sind damit die zentralen Aspekte der „Personzentrierten Systemtheorie“ (Kriz, 2017) angesprochen. Üblicherweise fokussieren wir in der Psychotherapie auf die Wechselwirkung zwischen psychischem und interpersonellem Geschehen und beschreiben diese vorwiegend aus einer „objektiven“, „3.-Person-Perspektive“. Der wichtigen Einbettung dieses Geschehens in die Dynamik körperlicher und kultureller Prozesse und deren gegenseitige Vernetzung wird oft weniger Aufmerksamkeit geschenkt. Übersehen wird auch die Relevanz der „Bedeutungszuweisung“ des Menschen als Subjekt im Sinne der Biosemiotik (von Uexküll, 1989) bzw. der Integrierten Medizin (von Uexküll, Geigges, & Plassmann, 2002), im Gegensatz zu den Beschreibungen aus einer „objektiven“ Außenperspektive. Durch die Perspektive der „Personzentrierten Systemtheorie“ bei der Erörterung der „Empathie“ sollen diese vernachlässigten Aspekte stärker berücksichtigt werden.

Die Unterschiedlichkeit in der Erfahrung von Empathie

Die Befunde und Berichte bezüglich „Empathie“ geben einen Einblick in das große Spektrum realisierter Entwicklungsmöglichkeiten, das von einem erstaunlichen Ausmaß bereits angeborener empathischer Fähigkeiten einerseits bis hin zu deren weitgehender Verkümmern sowie traumatisch-ideologischer Ausblendung andererseits reicht:

So zeichnet die Säuglings- und Kleinkindforschung ein zunehmend umfassendes Bild von elementaren empathischen Fähigkeiten der Säuglinge in der Erkennung emotionaler Befindlichkeiten anderer Personen und deren „Umsetzung“ in Form kooperativen prosozialen Verhaltens. Beispielsweise haben Forscher am Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften in Leipzig kürzlich entdeckt, dass schon sieben Monate alte Säuglinge auf ängstliche Augen reagieren (Jessen & Grossmann, 2014). Die Autoren resümieren: „Auf direkte und abgewandte ängstliche Blicke sprechen Säuglinge unterschiedlich an. Schon von frühestem Kindesalter an kann der Mensch demnach die Gefühlslage anderer wahrnehmen“. Keller (2015, S. 27) beschreibt, dass dreijährige Kinder „Empathie ausgebildet (haben), das heißt, sie können die Bedürfnisse anderer erkennen und ihr Handeln darauf abstellen.“ Fällt in einer experimentellen Laborsituation der Arm des Teddys einer Versuchsleiterin ab und zeigt diese deutliche Trauerreaktionen, so lässt sich beobachten, dass das Kind versucht, die Versuchsleiterin zu trösten oder den Teddy für sie zu reparieren. Dies zeigt, „dass es die Situation verstanden hat und die Trauer auf die Versuchsleiterin attribuiert“ (ebenda). Wir werden später noch auf weitere beachtliche empathische Fähigkeiten von Neugeborenen und Kleinstkinder zu sprechen kommen. Auf der anderen Seite lassen sich die Potentiale einer weiteren Empathie-Entwicklung beispielsweise durch ideologische Deutungen korrumpieren. So wurden in Folge der Philosophie von René Descartes Trennung von „res extensa“ und „res cogitans“ an der cartesianischen Schule von Port-Royal Tiere nicht nur mit Maschinen verglichen, sondern letztlich als nichts anderes als Maschinen behandelt und daher an ihren vier Pfoten auf Bretter genagelt, um sie bei lebendigem Leibe zu sezieren. Ihre Schmerzensschreie verstanden die Forscher lediglich als „Lärm von Federn in Uhrwerken“. Darüber hinaus machte man sich auch noch über jene lustig, die „unwissenschaftlich“ den Tieren Schmerzen unterstellten (Fontaine, 1736). Bedenkt man den Kontrast zu den oben erwähnten Säuglingen und Kleinkindern, bei denen Gefühlsansteckung eher typisch ist und die bei Schmerzensschreien, Weinen etc. mit gleichen Gefühlen reagieren, so muss den erwachsenen WissenschaftlerInnen eine bemerkenswerte Ausblendung und Abwehrgelungen sein. Dies erinnert in fataler Weise an die Rechtfertigung des Haltens und Misshandelns von Sklaven durch „fromme“ AmerikanerInnen: Sie erklärten einfach, dass „NegerInnen“ keine „richtigen“ Menschen wären und das „Liebe Deinen Nächsten“ der Bibel daher für diese auch nicht zutreffe. Selbst die Ermordung von Millionen Juden in deutschen Konzentrationslagern erfolgte ja, so die Beschreibungen, teilweise durch „liebvolle Familienväter“. Dies mag ein Hinweis darauf sein, wie sehr kognitive und soziale Umdeutungen die im Körper angelegten Beziehungspotentiale zur Mitwelt beeinflussen, sodass daraus nicht nur destruktives und antisoziales Verhalten erwächst, sondern dieses auch noch selektiv („NegerInnen“, „Juden“) die Realität strukturiert. Der starke Einfluss der Kultur für die Entwicklung von Empathie und Beziehungsgestaltung lässt sich aber auch auf unsere Vorstellungen darüber beziehen, wann diese Entwicklung „normal“ verläuft und welche Aspekte für die Entwicklung zu fördern sind. Wobei mit „unsere“ nicht nur Vorstellungen in der (westlichen an Mittelschichtsidealen orientierten) Alltagswelt gemeint sind, sondern auch die von „uns“ WissenschaftlerInnen, TherapeutInnen, PädagogInnen und ErzieherInnen. Wie sehr nämlich unsere durch die Bindungstheorie geförderten Vorstellungen von westlichen Mittelschichts-Idealen bestimmt wird, arbeitete Keller (2015) unter der Perspektive „Die Entwicklung der Generation Ich“ heraus. Sie bezieht sich dabei auf jahrzehntelange Forschung durch ihre Arbeitsgruppe hinsichtlich der frühkindlichen Entwicklung in westlichen, independenten Gesellschaften im Vergleich zu

interdependenten Gesellschaften (vor allem in Schwellen- und Entwicklungsländern): Bei „uns“ ist Erziehung auf Selbstverwirklichung und psychologische Autonomie ausgerichtet. Kinder werden von früh auf darin unterstützt, selbstbewusst und selbstbestimmt zu sein, ihre Emotionen zu äußern und über die eigenen Belange selbst zu entscheiden und die Eltern (bzw. Beziehungspersonen) sollen feinfühlig auf alle kindlichen Signale reagieren. Ein solches Sozialisationsmuster erfordert, wie Keller betont, eine beträchtliche ökonomische Absicherung, damit die Exklusivität der Beziehung zwischen Eltern und Kind zelebriert werden kann – intensive Beschäftigung mit einem Baby, eine hohe formale Bildung, die elaborierte verbale Kommunikation unterstützt und eine Fokussierung auf die mentale Welt sowie eine Kernfamilie mit sehr wenigen Kindern.

Diese Entwicklungsnische ist allerdings eher die Ausnahme als die Regel in der Weltbevölkerung. Weniger als 5 % der Weltbevölkerung leben unter solchen Bedingungen. Familien aus dörflichen Lebensgemeinschaften in nicht-westlichen Gesellschaften sind eher auf hierarchische Relationalität hin orientiert. Die Werte, Einstellungen, Normen und Verhaltensweisen sind darauf ausgerichtet, dass Kinder ihren Platz in der familiären Hierarchie schnell kennenlernen und verantwortlich ausfüllen (Keller, 2011; Keller & Kärtner, 2013). Solche dörflichen Lebensgemeinschaften machen nicht nur in 30 bis 40 % der Weltbevölkerung aus, sondern, wichtiger noch, 80 bis 90 % der MigrantInnen in westlichen Ländern.

Wichtig ist dabei zu beachten, dass die uneingeschränkte Betonung der psychologischen Autonomie auch unter „unseren“ Wertvorstellungen keineswegs nur positive Aspekte hat. Forschungen zeigen, dass die (euro-)amerikanischen Kinder sehr gut in der Lage sind, ihre Wünsche und Bedürfnisse zu artikulieren, sich aber erschreckend hilflos bei ganz alltäglichen Handlungsvollzügen anstellen. Keller kontrastiert daher unser westliches Ideal psychischer Autonomie mit dem Konzept der Handlungsautonomie: „Schon mit 3 Jahren helfen Kinder im Haushalt, erledigen kleine Besorgungen, richten Nachrichten aus und versorgen jüngere Geschwister. Das tun sie alles autonom, indem sie selbst viele Entscheidungen treffen müssen, die zur kompetenten Ausführung dieser Handlungen notwendig sind. Wir nennen diese Form von Autonomie Handlungsautonomie.“ (Keller, 2015, S. 36).

Diese kulturvergleichende Perspektive liefert somit wichtige Hinweise, die im Lichte westlicher Mittelschichtsdeutungen des Bindungsverhaltens entwickelten (Wert-)Vorstellungen von Empathie und Beziehungsfähigkeit zu sehr als anthropologische Konstanten zu verallgemeinern. Denn Handlungsautonomie und die Kompetenz zu kooperativen Beziehungen in Gruppen (und nicht nur in Zweier-Beziehungen) sind selbst in unserer Kultur nicht weniger wichtig als psychische Autonomie und Selbstbestimmung. Insofern stellt Kellers Kritik an dem westlichen Mittelschichtbias, mit dem gewöhnlich auf menschliche Entwicklungsprozesse geblickt wird, eine besondere Herausforderung für die Humanistische(n) Psychotherapie(n) dar, da hier psychische Autonomie und Selbstbestimmung einen besonderen Stellenwert haben. Dies ist im westlich-abendländischen Kultur- und Handlungskontext der Menschen in unserer Gesellschaft auch durchaus eine wichtige Perspektive. Sie erfährt allerdings ihre Grenzen einerseits bei zu starken Verallgemeinerungen und andererseits bei Vernachlässigung der Veränderungen hin zu einer Multi-Kulti-Gesellschaft mit vielen MigrantInnen aus den o. a. soziokulturellen Milieus. Da können unterschiedliche Erwartungen zu starken Verwerfungen führen – besonders auch in Kitas und Schulen.

Diese Relativierung sollte mitbedacht werden, wenn im Folgenden die Darstellung nicht frei von dem Bias „unserer“ kulturellen Vorstellungen ist. Dies soll am Ende dieses Beitrags nochmals aufgegriffen werden.

Die „Person“ als zentrales Konzept der humanistischen Perspektive

Entwicklung wird im humanistischen Ansatz vor allem unter dem Aspekt der Aktualisierung organismischer Potentiale in einer strukturierten Umgebung betrachtet. Die organismisch mitgegeben Potentiale des Menschen entfalten sich allerdings nicht einfach „irgendwie“. Ein oft zitiertes Beispiel von Carl Rogers (1980, S. 188) bezüglich Kartoffeln, die selbst im Halbdunkel des Kellers ihren Sprossen hin zum Kellerfenster treiben, ist zwar im Kontext seines dortigen Beitrags korrekt, weil es die klassisch-behavioristische Sicht kritisiert, der zufolge Ordnung als Reaktion auf entsprechende strukturierte äußere Reizeinflüsse entsteht. Aus diesem Kontext herausgelöst, hat Rogers Beispiel allerdings selbst wohl mehr Missverständnisse ausgelöst als zur Klärung der „Aktualisierungstendenz“ beigetragen. Anders als Kartoffelsprossen bedürfen die organismischen Potentiale des Menschen einer Welt (und wie gleich noch deutlicher wird: vor allem einer sozial strukturierten Welt) als Grundlage der „Ek-sistenz“, als „Gegenüber-Gestelltes“, die in dieser Entwicklung das „Zustande-Kommen-von-außen-her“ (Schmid, 2011, S. 37) gewährleistet. Allerdings kommen dabei beim Menschen – anders als in Konditionierungsexperimenten an Ratten – vor allem auch jene Potentiale zur Entfaltung, welche diese soziale Welt in ihrer Sinnhaftigkeit erfassen.

Doch diese eher abstrakten Grundmuster des Sozialen werden, zunächst zumindest, für das Neugeborenen durch ein Du in Gestalt einer Bindungsperson – typischerweise die Mutter in ihrer nährenden Beziehung – real erfahrbar. So gesehen steht die Entwicklung der „Person“ von Anbeginn im Schnittpunkt organismischer, psychischer, interpersoneller und sozial-kultureller Prozesse (vier Teilperspektiven, welche vor allem für die Ausarbeitung der „Personzentrierten Systemtheorie“ zentral sind – z. B. Kriz, 2017).

Im Personzentrierten Ansatz wird betont (z. B. Rogers, 1961), dass man einem Verständnis des Menschen nicht gerecht werden kann, wenn man „Person“ lediglich als Ausdruck von Prozessen versteht, die sich wesentlich innerhalb eines physischen Organismus abspielen. Als „Person“ wird man nicht geboren, sondern nur mit den Aktualisierungsmöglichkeiten hierzu: Person wird man erst in sozialisierender Begegnung mit einem (oder mehreren) signifikanten Anderen, einem „Du“. Bereits im Begriffsursprung des Wortes „Person“ liegt eine für unser Thema interessante Doppelbedeutung: Einerseits verweist „Person“ auf das Von-selbst-zu-Stande-Kommen, also Selbst-Ständig-Sein, In-sich-selbst-gegründet-Sein und damit Unabhängigkeit, Autonomie. Auf der anderen Seite meint „Person“ ein In-Beziehung-Sein, ein Zu-Stande-Kommen von außen her (vgl. Schmid, 1991, 2002, 2011). Beide Aspekte bilden ein Spannungsfeld, das die ganze westliche Kultur mit ihrer Sozialisation durchzieht. Lautet hier doch die Botschaft der Elterngeneration an ihre Kinder: „Werde ganz Du selbst – ein eigenverantwortlicher, autonom handelnder Mensch!“ und gleichzeitig: „Werde wie wir – teile unsere Werte und Normen!“ – was nicht selten in problematischen Einseitigkeiten oder weniger gegliederten Synthesen zur Symptombildung beiträgt.

Die evolutionäre Perspektive der Empathie-Entwicklung

Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat die Relevanz einer evolutionären Perspektive zum Verständnis zentraler Rahmenbedingungen für diese Entwicklungsprozesse belegt. Es geht um eine evolutionär erworbene biologische Vorstrukturierungen der Aktualisierungstendenz und ihrer Entfaltungspotentiale:

Diese Vorstrukturierungen werden deutlich, wenn man der Frage der ökologischen Nische nachgeht, welche für die stammesgeschichtliche Entwicklung des Menschen von Vorteil war (und ist). Mit „ökologischer Nische“ sind die materiellen und biologischen Eigenschaften einer Umwelt gemeint, an welche sich Pflanzen oder Tiere in ihrer stammesgeschichtlichen (phylogenetischen) Entwicklung so angepasst haben, dass die jeweils spezifische lebensgeschichtliche (ontogenetische) Entwicklung des einzelnen Organismus gute Bedingungen für das Überleben und damit für die Fortpflanzung und Vermehrung hat.

Anders als für Pflanzen und Tiere ist diese ökologische Nische für den Menschen, an die er sich im Sinne der Evolutionstheorie im Laufe der Entwicklung angepasst hat, keineswegs wesentlich durch die materiellen und biologischen Gegebenheiten einer natürlichen Umwelt bestimmt. Sondern bedeutsam ist die sozial-kulturelle Um- und Ausgestaltung einer natürlichen Umwelt durch eine Sozialgemeinschaft. Wohnraum, Kleidung, Fahrzeuge, Arbeits- und Freizeit-Werkzeuge, Maschinen, Fabriken, Bücher, Computer usw. sind funktionell-sinnhafte Um- und Ausgestaltungen materieller Gegebenheiten. Sprache, Schrift, (Massen)-Kommunikationsmittel, Rollen, Bildungs-, Rechts- oder Wirtschaftssystem, Institutionen und Organisationen usw. sind im Laufe der Soziogenese über viel Generationen hinweg ausgestaltete Regelwerke sozialer Prozesse, in die jeder Mensch vom ersten bis zum letzten Atemzug eingebettet ist.

Diese, hier nur kurz skizzierten Aspekte der sozial-kulturellen Umwelt sind keineswegs nur als recht nützliche Unterstützung für die Entwicklung des individuellen Menschen durch die Gesellschaft zu sehen. Vielmehr erfordert ein Leben in der sozialen Ökologie des Menschen bereits auf der rein biologisch-organismischen Ebene andere Potentiale, als sie z. B. Tieren genetisch mitgegeben sind. Denn deren typische Formen von Anpassung und Lernen über Instinkte, Prägung, Konditionierung, Verstärkung oder Imitation reichen keineswegs zum Überleben des Menschen aus. Vielmehr kommt ein menschliches Neugeborenes so unfertig auf die Welt, dass es zumindest das erste Jahr allein gar nicht überleben könnte. Ein solches Handicap konnte sich die menschliche Art evolutionär nur leisten, indem diese mangelhafte individuelle Überlebensmöglichkeit durch die soziale Aktivität fürsorgender Anderer gewährleistet wurde und wird. Ansonsten wäre ein hoch differenzierter biologischer Organismus, der sich monatelang nicht einmal artspezifisch hinlänglich fortbewegen und in seiner Umwelt für Nahrung sorgen kann, der sich nicht selbst vor Kälte und Hitze und vielen anderen Einflüssen zu schützen vermag, etc., dem Tode geweiht und damit für das Erzeugen von Nachkommen völlig ungeeignet.

Daher ist der Mensch schon evolutionär hinsichtlich seiner wesentlichen Eigenschaften – wie auch hinsichtlich seiner gesunden wie auch pathologischen Entwicklung – nicht einfach als eine von vielen Arten in der Klasse der Säugetiere zu verstehen. Sondern wesentlich ist, dass die bio-physiologische Struktur eines menschlichen Hirns schon bei der Geburt wie auch in der weiteren Entwicklung auf ein Leben in einer sozialen Gemeinschaft hin ausgelegt ist. In neueren Diskursen wird der Fokus unter dem Begriff „soziales Gehirn“ (z. B. Dunbar, 1998; Fuchs, 2008; Adolphs, 2009, 2011; Pawelzik, 2013) auf diese notwendige evolutionär entwickelte soziale Ausrichtung des menschlichen Gehirns gelegt. Vieles, was zur genetischen Grundausstattung dieser Hirnentwicklung gehört, hat sich im Laufe menschlicher Evolution an diese soziokulturellen Anteile der ökologischen Bedingungen angepasst. Wobei es treffender ist, von Ko-evolution zu sprechen. Denn die „Anpassungen“ haben ja ihrerseits, in Rückkopplung, diese Bedingungen wiederum

spezifisch verändert. Nicht nur das berühmte „Kindchen-Schema“ zeigt die evolutionäre Abstimmung, indem es bei den meisten Menschen dazu führt, Säuglinge und Kleinkinder „niedlich“ und „beschützenswert“ zu finden (was wir freilich auch auf andere junge Säugetiere, Teddys, Puppen, Comic-Figuren etc. ausdehnen). Noch wichtiger sind die Affektäußerungen, mit denen gerade das Neugeborene seine Befindlichkeiten in die Welt schreit. Sie müssen als angeborene (evolutionär erworbene) Kommunikationsinstrumente gesehen werden. Denn das Baby richtet sich damit an eine soziale Umwelt in der (evolutionären) Erwartung, dass es in seinen Affekten hinreichend von jemand verstanden wird der oder die entsprechend darauf eingeht. Andere Menschen, und erst recht die Eltern, reagieren intensiv auf das Schreien, Wimmern, Gebrabbel oder „Strahlen“ des Säuglings – bis hin zu oftmals ebenso intensiven Affekten wie Verzweiflung oder Wut, wenn die Kommunikation nicht klappt und der Säugling mit seinem „durchdringenden“ Schreien nicht aufhört.

Die seit drei bis vier Jahrzehnten international intensiv betriebene Säuglingsforschung (z. B. Stern, 2005; Trevarthen, 2011) hat darüber hinaus zunehmend erstaunliche Leistungen in der Abstimmung zahlreicher organischer Prozesse zwischen dem Neugeborenen und seiner Mutter belegt (überblickartige Darstellungen z. B. bereits in Stern, 2005). Bekanntlich ist das Gehirn bei seiner Geburt strukturell keineswegs so fertig entwickelt, wie dies bei vielen anderen Organen der Fall ist – oder wie man es bei den Nervensystemen von z. B. Vögeln, Fischen oder Insekten findet. Die neuronalen Verbindungen, die sich in hohem Ausmaß in den ersten Lebensjahren des Menschen bilden, folgen nicht einfach einem genetisch vorgegebenen Bauplan. Wobei die klassische Vorstellung von Genetik als „Bauplan“ ohnedies durch die Erkenntnisse der Epigenetik und der Genexpression – also den Vorgängen wie aus einem Genotyp ein konkreter einzelner Phänotyp wird – revidiert werden musste: Gene können in beträchtlichem Maße abgeschaltet werden, also inaktiv bleiben, oder aber angeschaltet werden und dann zur Wirksamkeit kommen. Und entscheidend dafür wiederum sind u. a. Einflüsse aus der Umgebung des Organismus. Für das menschliche Gehirn ist zudem bedeutsam, dass zwar seine Grobstruktur genetisch vorgegeben, die Feinstruktur allerdings in erheblichem Maße von den Erfahrungen abhängig ist. Auch die Ansicht, dass diese Feinstrukturbildung bei Erwachsenen weitgehend abgeschlossen ist und sich vor allem keine neuen Nervenzellen bilden können, ist seit einiger Zeit revidiert: Das Gehirn besitzt zeitlebens eine erstaunliche Plastizität, deren Ausmaß durch Forschungen der letzten Jahre stets nach oben korrigiert werden musste. Allerdings ist die Formulierung „Einflüsse aus der Umgebung“ ein viel zu schwacher Ausdruck für die tatsächliche Vernetzung zwischen neuronalen bzw. psychischen Prozessen mit der ökologischen Umwelt (die eben schon deshalb eher als „Mitwelt“ bezeichnet werden müsste). Denn wenn man den Fokus wieder auf die evolutionäre Perspektive legt, wird deutlich, dass auch der Genotyp des Menschen ähnlichen Einflüssen unterworfen war, wie sie für die eben skizzierte phänotypische Ausdifferenzierung essentiell ist: Der Mensch war in seiner evolutionären Entwicklung eben nicht nur deswegen besonders erfolgreich, weil er nur als Neugeborener auf ein (Über)Leben in der Sozialgemeinschaft hin gut ausgestattet ist, sondern auch deshalb, weil er eine Ontogenese und Soziogenese hervorgebracht hat, bei der in komplexen, langzeitlichen Rückkopplungsschleifen unterschiedliche Entwicklungsbereiche aufeinander abgestimmt sind: Der Mensch lebt in einer ökologischen Nische, die er sich in hohem Ausmaß selbst gestaltet hat und die vor allem durch soziale Prozesse und deren Auswirkungen in Form von Kulturgütern und -werkzeugen strukturiert ist.

Diese auf die spezifische Sozialgemeinschaft hin abgestimmten Strukturierungen des Organismus aufgrund evolutionär erworbener genetischer Dispositionen ist eigentlich nichts Besonderes: Auch andere Säugetiere weisen artspezifische „proto-konversation“ (Bateson, 1975) auf, wie man leicht an Hunden, Katzen etc. beobachten kann. Das Aufreißen des Schnabels junger Vögel und der passende Fütterinstinkt der Mutter bzw. Eltern (oder, beim Kuckuck, sogar anderer), der Vogelgesang mit weiteren abgestimmten Verhaltensweisen für die Paarung, die angeborenen auslösenden Mechanismen für die Paarungsrituale bei Fischen etc. – all dies sind letztlich ja auch angeborene, artinterne Interaktionsweisen zur Sicherung des Überlebens. Daher ist eigentlich erstaunlich, wie lange westliche Medizin, Psychologie, Pädagogik und Philosophie gerade dem menschlichen Neugeborenen unterstellt haben, zunächst nur unspezifisch, undifferenziert, und wie ein „unbeschriebenes Blatt“ die Welt zu betreten.

Vielleicht aber macht eine solche evolutionsbiologisch-anthropologische Naivität den Hype verständlich, der um die sogenannten „Spiegelneurone“ gemacht wird, die vor rund zwei Jahrzehnten zunächst bei Affen entdeckt wurden (und erst seit wenigen Jahren auch beim Menschen hinreichend als nachgewiesen gelten): Man zeigte, dass dieselben Neuronen (genauer: Neuronen-Verbände!), die im Affenhirn beim Greifen einer Nuss feuerten, auch dann aktiv wurden, als das Tier einen anderen Affen nach dem Futter greifen sah. Diese Erkenntnis ist freilich nicht unbedingt neu und verwunderlich: Denn bereits 1874 formulierte der englische Arzt W.B. Carpenter als „Ideomotorisches Gesetz“, dass bereits die Vorstellung einer Bewegung in der entsprechenden Muskulatur eine minimale Bewegung auslöst. Und unter dem Begriff „Motorische Denktheorie“ wurde in den 20er und 30er Jahren mit den damals bereits vorhandenen elektrophysiologischen Möglichkeiten „Potentialveränderungen in den bei der wirklich ausgeführten Bewegung beteiligten Muskeln festgestellt“. Dass man die neuronalen Korrelate dieser Ideomotorik irgendwann im ZNS würde nachweisen können, lag auf der Hand.

Die nun aktuellen Entdeckungen vermeintlich neuronaler „Spiegelungen“ von Gefühlszuständen, Handlungen, Absichten, etc. beziehen sich statt auf Spiegel-Neuronen in Wirklichkeit auf immer größere Neuronen-Netzwerke. Somit zeigen die NeurowissenschaftlerInnen mit ihren Methoden eigentlich nur noch etwas, was u. a. ganzheitliche und humanistische Psychologen seit einem Jahrhundert betonten: Der Mensch ist vor allem ein soziales Wesen; viele Strukturen seines Organismus sind im Laufe der Evolution genau auf dieser Passung in einer Sozialgemeinschaft hin selektiert und optimiert worden – und dazu gehört ganz besonders auch die evolutionäre Entwicklung menschlicher Gehirne in ihren Grundfunktionen und in ihrer Plastizität hinsichtlich weiterer spezifischer Ausdifferenzierung in einer sozialen Ökologie.

Allerdings ist die Frage nach neuronal-somatischen Grundlagen für diese Leistungen insofern interessant für unser Thema, als sich dabei neuere Diskurse zu evolutionären und biosemiotischen Befunden verbinden lassen (vgl. Kriz, 2017). Denn wenn von einem Affen die „Handlungsabsichten“ eines anderen Affen wahrgenommen werden, so handelt sich nicht mehr um eine sinnliche Wahrnehmung, wie es z. B. beim Erfassen einer konkreten Banane durch das visuelle Sinnesorgan der Fall ist. Vielmehr erweitert der Organismus (vor allem sein Zentralnervensystem) das mit dem Sensorium unmittelbar sinnlich Erfassbare sowohl durch Integration der Teilprozesse in den einzelnen Sinnesystemen als auch durch eine damit verbundene Abstraktion zu Bedeutungskategorien. Der Organismus kodiert dabei physikalische Zustände der Umgebung für seine biologischen Zwecke in Form von Äquivalenzklassen gleicher Bedeutung – etwa als „Nahrung“

oder „Schadstoff“, usw. Diese überaus wichtige Leistung der Bedeutungszuweisung hat schon Jakob von Uexküll vor rund hundert Jahren für die Biologie sowie in Folge davon sein Sohn Thure und andere für die Biosemiotik und Psychosomatik herausgearbeitet (von Uexküll, 1920; von Uexküll & Kriszat, 1934/1956; von Uexküll, 1980, 1989; von Uexküll, Geigges & Plassmann, 2002; Hontschik, 2006; Hontschik, Bertram & Geigges, 2013) – Entwicklungen, die bisher noch allzu wenig in der Psychotherapie Beachtung gefunden haben (Kriz, 2017).

Für höhere Lebewesen, die sich mit funktional ausdifferenzierten Gehirnen eine komplexe Umwelt erschlossen haben, ist eine organismische Architektur geradezu notwendig, bei der Prozesse aus den einzelnen Sinnessystemen integriert werden. Mausfeld (2005) weist darauf hin, dass es mit diesen Systemen möglich wird, „Aspekte der Außenwelt zu erfassen, für die es keine sensorischen Rezeptoren gibt, beispielsweise distale Objektkategorien wie ‚Nahrung‘, ‚Feind‘, ‚Paarungspartner‘ oder verborgene Attribute von Objekten wie ‚essbar‘, ‚gefährlich‘ [...] Durch die Entstehung eines Gehirns kann der Organismus also Dinge und Attribute wahrnehmen, die eigentlich seinem Sinnessystem verborgen sind, er gewinnt gleichsam übersinnliche Fähigkeiten“ (Mausfeld, 2005, S. 66). In den letzten Jahrzehnten ist unser Wissen über solche a priori vorhandenen (d. h. evolutionär erworbenen) Bedeutungskategorien, besonders durch die Säuglingsforschung, rasant angewachsen. Mausfeld referiert umfassende Untersuchungen, welche den Schluss zulassen, dass „Gesicht“, „unbelebte Gegenstände“, „Belebtes“, „Meinesgleichen“, „Artefakte“ (also Gegenstände, die zu einem bestimmte Zweck hergestellt wurden, wie Stuhl, Hammer, Haus), „Körperteile“, „Früchte“, „Gemüse“, „Kausalität“ und „Intentionalität“ (Be-Deutung der raum-zeitlichen Veränderungen in der Konfiguration von belebten Objekten) solche Bedeutungskategorien sind, die bereits in der Architektur des menschlichen Organismus angelegt sind. Dies in Rechnung zu stellen, würde viele unserer gegenwärtigen Diskurse in der Psychotherapie nicht unerheblich beeinflussen.

Das, was wir mit „Empathie“ bezeichnen, setzt fraglos solche „übersinnliche Fähigkeiten“ voraus. Auf der Ebene (vergleichsweise!) einfacher und natürlicher Handlungsintentionen, ist dafür (und vermutlich für weit mehr) bereits der oben beschriebene Affe mit seinen sog. Spiegelneuronen(systemen) fähig. Auch beim Menschen dürfen wir neben den eben exemplarisch genannten a priori Bedeutungszuweisungen aufgrund seines Social Brains die intuitive (und damit in der Architektur des Organismus verankerte) Erfassung vieler sozial relevanter Bedeutungskategorien erwarten, die vor allem mit Mimik, Gestik, Motorik etc. zu tun haben – auch wenn die Forschung hierzu noch in den Anfängen steckt. Ebenfalls in der Architektur des Organismus ist die Fähigkeit zur kooperativen Hilfestellung – wie bereits in den Anfangsszenen illustriert wurde, und was eine komplexe integrative Abstimmung von Wahrnehmungen, (intuitivem) Verstehen und Handeln voraussetzt. Tomasello (2010, 2011) hat hierzu umfassende Forschungen angeleitet und referiert. Er hat zudem auch die Basis der Herstellung von intersubjektiv geteiltem Wissen herausgearbeitet: Einjährige Kinder folgen nicht nur Zeigegesten von Bezugspersonen sondern benutzen auch selbst den Zeigefinger, um ihre Wahrnehmungen und Aufmerksamkeit (mit)-zuteilen und in einer „triadischen Beziehung“ (selbst, anderer und gemeinsam betrachtetes Objekt bzw. Szene) intersubjektive Bedeutungserteilung zu fördern.

Trotz dieser beachtlichen Leistungen hinsichtlich Empathie und Sozialität bereits auf rein organismischer Ebene erwarten wir von einem Menschen, dem wir das Attribut „empathisch“ zusprechen, mehr als ein organismisch-intuitives Einfühlen in die Zustände und mehr oder minder intentionalen Veränderungen des anderen Organismus. Sondern wir

erwarten die (zumindest partielle) Erfassung der Erfahrungswelt der anderen Person(en) und des inneren Bezugsrahmens ihrer Äußerungen. Personen sind – wie die „Personzentrierte Systemtheorie“ (Kriz, 2017) betont – Entitäten, deren Leben und Erleben in jedem Moment mit Prozessen auf biosomatisch-körperlicher, psychischer, interpersoneller und kultureller Ebene zusammenhängen. Wenn aber das Erleben eines Subjekts auch von der Einbettung in symbolisch gespeichertes Wissen abhängt, das generationenübergreifend in einer Kultur zur Verfügung gestellt und das im Lichte neuer Erfahrungen revidiert und erweitert wird, so bedeutet „empathisches Verstehen“ auch, auf diese Aspekte kulturellen „Weltwissens“ des erlebenden Anderen in einer bestimmten Situation Bezug nehmen zu können.

Menschen verfügen in ihrer jeweiligen Umwelt nicht nur im Sinne der oben angeführten Biosemiotik über natürliche Zeichen, sondern zusätzlich und vor allem über ein Netzwerk aus Symbolen, deren Bedeutung kulturell geschaffen und jeweils intersubjektiv vorgegeben ist – wie nicht zuletzt Cassirer (1960) mit seinem Konzept des Menschen als „animal symbolicum“ betont hat (vgl. auch Kriz, 2017). Und indem Empathie die Bedeutungsaspekte des menschlichen Gegenüber, welche auf kulturell begründeten Zeichen beruhen, nicht völlig ausblenden darf, kommt der Kultur ein wichtiger Stellenwert für Empathie zu. Dies soll im nächsten Abschnitt noch genauer untersucht werden.

Subjektivität und Kulturwerkzeuge

Wie wird denn nun jenes Potential des „sozialen Gehirns“ aktualisiert, welches im Fokus dieses Beitrags steht: die Empathie? Dies ist eine zentrale Frage, denn die empathische Verstehensleistung z. B. zwischen Mutter und Kind oder TherapeutIn und PatientIn dient ja auch dazu, die Selbstempathie zu entwickeln und zu fördern.

Gewöhnlich wird in den Diskursen zu diesem Thema – besonders wenn sie von humanistischen PsychologInnen und PsychotherapeutenInnen geführt werden – die subjektive (oder 1.-Person-) Perspektive scharf gegenüber einer objektiven (oder 3.-Person-) Perspektive abgegrenzt. Meine gefühlten Zahn- oder Magenschmerzen, meine Traurigkeit oder Sehnsucht unterscheidet sich in der Tat prinzipiell von den Beobachtungen und Beschreibungen anderer über meine inneren Zustände, oder gar von physiologischen oder medizinischen Parametern (oder Ergebnissen von sog. Gehirn-Scans!).

Als Subjekt steht im Zentrum also zunächst intensives Spüren und Erleben. Doch wie mache ich mir als Subjekt dieses, mein Spüren und Erleben, überhaupt zugänglich und verständlich? Gehen wir dieser Frage nach, so wird deutlich, dass unsere Gefühle von Traurigkeit, von Stolz, von Sinnlosigkeit oder Einsamkeit, zwar auf unser ureigenstes Erleben verweisen – und daher, nochmals betont, durch keine Beschreibung, Beobachtung oder gar Messung ersetzt werden können. Gleichwohl beruht aber die Symbolisierung, also das verstehende Einordnen unseres Spürens und Erlebens, auf der Verwendung von Wörtern, Begriffen, Kategorien, Bildern, Metaphern, Verstehensprinzipien etc., die aus unserer Kultur stammen. Kurz: eine verstehende Aneignung seines eigenen subjektiven Erlebens ist für das Individuum nur möglich, wenn es dabei die kognitiven Werkzeuge seiner Kultur verwendet.

Damit sind bereits auf elementarer Ebene die 1.-Person-Perspektive mit der 3.-Person-Perspektive und den kulturellen Strukturen, die diese repräsentieren, miteinander verwoben. Natürlich gibt es beim Menschen auch rein organismisches Erleben so wie auch

beim Tier – das ja auch seine Umwelt sowie innere Prozesse wahrnimmt, darauf bewertend reagiert (z. B. mit Flucht, Erstarren, Bellen etc.) und komplexe, situationsadäquate Reaktionssteuerung kann. Aber um dieses organismische Erleben selbst zu verstehen – und erst recht, um sich damit anderen verständlich zu machen – bedarf es der Anwendung von Kulturwerkzeugen. Und diese beschränken sich keineswegs auf deiktische Lautverweisungen mit denen Dinge oder Befindlichkeiten angezeigt werden. Sie beschränken sich auch nicht auf den Bedeutungsgehalt von Wörtern. Sondern sie transportieren z. B. über die spezifische Grammatik der indoeuropäischen Sprachen kognitive Einladungen zur Verdinglichung. Damit ist gemeint, dass Prozesse wie z. B. psychische Krankheiten oder Persönlichkeitseigenschaften wegen der Substantivierung eher als Dinge gesehen werden und man entsprechend damit umgeht. Kulturwerkzeuge transportieren ferner Metaphern, Vorstellungen und Verstehensprinzipien, die in unterschiedlichen Gesellschaften und Gruppen (z. B. in Familien) ebenso unterschiedlich wie hoch bedeutsam sein können. Und sie transportieren über Familiengeschichten sowie über kulturelle Narrationen, die gleichzeitig mit der historischen Geschichte der jeweiligen Gesellschaft verwoben sind, weitere Bilder, Prinzipien, Werte usw. Diese vermitteln Wahrnehmungs-, Interpretations-, Denk-, Fühl- und Handlungsprozesse dahingehend, wie man leben und was man fürchten soll, wie man mit Krisen umgeht, oder wofür es sich zu kämpfen lohnt bzw. wann Flucht, Erstarren oder Resignation angesagt ist. Gerade unsere Kultur in Mitteleuropa, die durch zwei Weltkriege mit Millionen Toten, Zerstörungen und Vertreibungen, ein Naziregime und Holocaust usw. innerhalb nur eines Jahrhunderts mit geprägt wurde, ist übertoll von solchen Leit- und Leidgeschichten. Deren Bewältigungsprinzipien geistern u. a. als implizite Verstehensbilder „der Welt“ und „der Anderen“ durch die Familien – und sind damit wiederum Basis für die Kulturwerkzeuge, mit denen sich das Neugeborene langsam ein Verstehen seines individuellen eigenen Erlebens aneignet – d. h. letztlich ein Verstehen von sich selbst.

Es ist daher zwar gut für die Entwicklung des Neugeborenen, wenn die Mutter (oder eine andere Bindungsperson) das Kind in seinen Affektäußerungen und Bedürfnissen „lesen“ und adäquat darauf eingehen kann. Für die Entwicklung einer „Person“ würde das allerdings nicht ausreichen. Sondern dafür ist es notwendig, dass das „Du“ im obigen Sinne, mit seinen empathischen Rückmeldungen an das Baby eine sinnverstehende Symbolisierung der wahrzunehmenden Welt, der eigenen Gefühle und Verhaltensweisen heranträgt. Das heißt, die Beziehungspersonen sind auch dafür zuständig, dass die inneren, subjektiven, „individuellen“ Prozesse mit den äußeren, objektiven, interpersonellen Prozessen und ihren geronnenen Kulturwerkzeugen zusammengebracht werden. Nur so kann der sich entwickelnde Mensch seine „Weisen in der Welt zu sein“ selbst-reflexiv verstehen und sprachlich sich selbst und anderen verständlich machen. Wo eine solche Symbolisierung partiell misslingt – wo also Teile oder Aspekte des eigenen Geschehens nicht verstanden werden – wird beispielsweise im personenzentrierten Ansatz und anderen Richtungen der Humanistischen Psychotherapie, die sich darauf beziehen, von „Inkongruenz“ gesprochen. In der „Person“ sind somit immer schon die drei o. a. Perspektiven miteinander verschränkt: die des Ich-Subjekts (1.-Person-Perspektive), die der objektiven und objekthaften Außensicht (3.-Person-Perspektive) und ein beegnendes und sozialisierendes „Du“ (2.-Person-Perspektive), das eben diese Verbindung gewährleistet. Vor diesem Verständnis fungieren PsychotherapeutInnen als ein „Du“, welches inkongruente Muster zwischen 1.- und 3.-Person am realen Erleben der PatientInnen empathisch symbolisieren helfen. Dazu ist „Begegnung“ im Sinne der Humanistischen Therapie nötig, die

weder eine konfluierende Überstülpung der Erlebensperspektiven noch eine distanzierte Welterklärung anbietet, sondern sich selbst als Person einbringt, und dabei – wie oben betont wurde – nicht durch exzessiven Verstehensanspruch die Authentizität des anderen verhindert oder untergräbt.

Wesentlich für die Entwicklung von Empathie ist nicht nur, die eigenen inneren Prozesse quasi von außen mit den Kulturwerkzeugen zu sehen, verstehen und zur Sprache zu bringen und damit zu symbolisieren. Es ist genauso wichtig, die inneren Prozesse der anderen quasi von innen (mit-)sehen zu können. Dies wird mit dem Konzept des „Mentalisierens“ (Allen, Fonagy & Bateman, 2008; Asen & Fonagy, 2014) besser gefasst, weil „Symbolisieren“ oft zu eng verstanden wird – nämlich primär auf die eigenen Gefühle gerichtet. Neben dem oben erwähnten unmittelbaren Erfassen der inneren Zustände anderer aufgrund evolutionär-intuitiver Kompetenzen, geht es hier eher um eine notwendig unexakte, mit partiell fremd bleibenden Aspekten versehene gemeinsame Interpretation. „Die Entwicklung eines genauen Bildes vom seelischen Zustand anderer bedarf einer ständigen sozialen Verifizierung. Mentalisierung entwickelt sich, wird zunehmend komplexer und wird nur schrittweise erreicht“, schreiben Asen und Fonagy, und betonen die „Haltung, mit der man aufrichtiges Interesse daran zeigt, was andere denken und fühlen und die die Sichtweise des anderen respektiert. Diese Haltung schließt die Zurückhaltung ein, Vermutungen anzustellen oder vorschnell zu urteilen darüber, was andere denken oder fühlen“.

Es ist aber wohl deutlich, dass mit diesen Vorstellungen weit stärker die oben relativierten Entwicklungskonzepte westlich-independenter psychischer Autonomie und der kommunikativen Thematisierung innerer Zustände verbunden sind, hingegen die Förderung von Handlungsautonomie, die in interdependenten Kulturen eine zentrale Rolle spielt, zu wenig berücksichtigt ist.

Empathie und Beziehungsfähigkeit gegenüber sozialen Strukturen

Dehnt man das Konzept der Empathie – mit deren kommunikativer Realisierung in Form von Symbolisieren und Mentalisieren – von der „übersinnlichen“ (vgl. 1. Abschnitt) Erfassung innerer Vorgänge eines Gegenüber auf die „übersinnliche“ Erfassung von Erfordernissen in sozialen Strukturen aus, so finden wir auch hier zunächst Hinweise auf die evolutionären Potentiale im prosozialem Verhalten des „Helfens“. So geht Michael Tomasello (2010, 2014) vom Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig aufgrund langjähriger Forschung davon aus, dass Kinder von Geburt an kooperativ und hilfsbereit sind, da er regelmäßig in den Studien spontane Gesten der Hilfsbereitschaft beobachten konnte. Durch differenzierte Versuchsanordnungen konnte er zeigen, dass frühkindliche Hilfsbereitschaft und die Neigung zur Kooperation nicht nur eine Reaktion auf die Erwartungshaltung der Eltern – also nicht nur angelernt – sondern auch angeboren sind. Tomasello betont auch, dass schon Säuglinge bereitwillig teilen.

Solche Konzepte von erweiterter Empathie auf die strukturellen Belange der sozialen Gruppe – also auch eine „Beziehungsfähigkeit“, die sich nicht nur auf ein Gegenüber sondern auf sozialstrukturelle Erfordernisse bezieht – durchzieht diverse Ansätze seit langem. In Alfred Adlers „Gemeinschaftssinn“, in dem „Aufforderungscharakter“ und der „Gruppendynamik“ von Kurt Lewins „Feldtheorie“, in der „Szene“ von Jacob L. Morenos „Psychodrama“ (Hutter, 2009; Kriz, 2014), in den „Systemischen Strukturaufstellungen“

von Sparrer und Varga von Kibed (2000) oder in Albert Pessos „Holes in Roles“ (Pesso, 1999, Pesso & Perquin, 2007) finden sich solche Vorstellungen: Feldkräfte in sozialen Strukturen werden intuitiv vor dem Hintergrund prozeduralen und wohl zumindest teilweise evolutionär erworbenen Wissens ganzheitlich erfasst – insbesondere Spannungen durch Leerstellen (z. B. Tod oder Scheidung von Vater oder Mutter, Verlust eines Geschwisters etc.) oder „unnatürliche“ Machtverhältnisse und Koalitionen.

Die Möglichkeit evolutionärer Prästrukturierungen für soziale Muster mag zwar recht spekulativ erscheinen. Aber im Schwarm- und Herdenverhalten von Vögeln, Fischen und anderen Tieren finden wir (auf visueller Ebene) einfache Realisationen. Auch die Bindungstheorie geht ja von angeborenen Suchstrategien hinsichtlich der sozialen Unterstützung in Stresssituationen aus (auch wenn dies wiederum eher auf eine Bindungsperson bezogen zu sein scheint – wogegen allerdings spricht, dass es interdependente Kulturen gibt, in denen Babys im ersten Lebensjahr jeden Tag von 30 Personen getragen werden). Auch die von der Gestaltpsychologie bereits in den 1940er Jahren erforschte Wahrnehmung „sozialer Gradienten“ (Heider, 1944) – wobei bewegte Figuren als spezifisches soziales Verhalten erfahren werden – sind als Hinweise zu sehen. Die Vielfalt der Konzepte, welche empathische Wahrnehmung und Beziehungsgestaltung in Bezug auf soziale Strukturen berühren, zeigt zwar einerseits die Bedeutsamkeit der damit verbundenen Phänomene für viele im therapeutischen Bereich Tätige. Andererseits handelt es sich um einen noch weitgehend unerforschten Bereich.

Die Perspektive von Empathie und Beziehungsfähigkeit zur Gruppe führt nochmals auf die oben referierte Kritik an der „Generation Ich“ in unserer westlichen Mittelschichtserziehung zurück (Keller, 2015) und hin zur Frage, wie die Beziehungsfähigkeit zur Gruppe in der Entwicklung gefördert und unterstützt werden kann.

Familien aus diesen soziokulturellen Milieus sind eher auf hierarchische Relationalität hin orientiert. Das bedeutet, die Werte, Einstellungen, Normen und Verhaltensweisen sind darauf ausgerichtet, dass Kinder ihren Platz in der familiären Hierarchie schnell kennenlernen und verantwortlich ausfüllen. Keller (2015) berichtet von Untersuchungen bei westafrikanischen Nso-Bauern, deren Interaktionen mit den Babys nicht vorrangig responsiv/reaktiv auf kindliche Signale entsprechend eines alternierenden „Turn-Takings“ aufgebaut sind, sondern stärker von den Müttern strukturiert werden. Sie sind zudem weniger verbal organisiert, sondern zeichnen sich durch stark rhythmische Lautmalerei und Sprechgesang, einhergehend mit entsprechenden rhythmischen Bewegungen, aus. Es kommen kaum Erzählaufforderungen und so gut wie keine Referenzen zu biographischen Erlebnissen des Kindes vor.

Die Mutter greift nicht das innere Erleben des Kindes, sondern seine äußere Erscheinung auf. Es wird offensichtlich sehr viel weniger Wert auf die Entwicklung einer reichen inneren, selbstbezogenen Identität gelegt, als auf die Entwicklung eines verhaltensnahen Selbstbildes. Kindliche Trotzreaktionen und heftige und lautstarke Unmutsäußerungen sind in vielen anderen Kulturen völlig unbekannt. Familien verfolgen dort andere Erziehungsziele, wie z. B. die Einordnung in die Gemeinschaft, was mit Respekt und Selbstverantwortung einhergeht und für die Äußerung negativer Emotionen keinen Raum lässt.

Keller berichtet aus Untersuchungen in deutschen Kitas und wie dort der Bias einer Entwicklungsförderung von individualistisch-ichbezogenen Zweijährigen zum Tragen kommt: „Obwohl die Kita ja per definitionem eine Gruppensituation darstellt, wird doch viel Wert auf dyadische Interaktionssituationen gelegt. ... die ... Kinder befanden sich knapp 50 % des Tages in dyadischen Interaktionen mit jeweils einer ErzieherIn“ (Keller,

2015, S. 20). In der anderen Zeit findet vorwiegend „das gelobte freie Spiel“ statt, „in dem das Kind sich selbst und seine Wünsche entdecken soll. Die Kinder hocken dann nebeneinander und puzzeln vor sich hin. In der Gruppe machen sie in dieser Altersgruppe von alleine nicht viel.“ Die Vermittlung von Wir-Gefühl, Zugehörigkeit, Respekt und die Beachtung von Grenzen, die der Umgang miteinander setzt, kommen in diesen Settings typischerweise zu kurz.

Nach Keller aber ließe sich die einseitige Konzentration auf das einzelne Kind leicht verändern, indem stärker das „wir“ angesprochen wird und nicht nur das „du“. Statt jedes einzelne Kind ein Bild malen zu lassen und es individuell dafür zu loben könnten die Kinder ein Bild gemeinsam malen. Und es wäre wichtig, Gesprächssituationen anzuregen, in denen es nicht um das einzelne Kind geht, sondern auch um die anderen – etwa, indem gefragt wird, mit wem es gestern gespielt (statt nur, was es gemacht) habe, oder indem gefragt wird, wer alles zur Familie gehört, statt nur danach, etwas von sich selbst zu erzählen. Die Kinder sollten somit mehr darin unterstützt werden, Aufmerksamkeit und Interesse auf andere zu richten und soziale Verantwortung zu übernehmen, als nur auf ihre eigene Befindlichkeit.

Dieses „als nur“ ist durchaus ernst zu nehmen, denn es soll keineswegs für eine Rückkehr in autoritäre Strukturen plädiert werden, welche die inneren Befindlichkeiten des Einzelnen weitgehend ignoriert oder gar für „Völkisches“ missbraucht. Davon hatten wir, gerade auch in Deutschland, allzu viel.

Resümee

Die Perspektive der Personzentrierten Systemtheorie ist dadurch gekennzeichnet, dass die Wechselwirkungen zwischen organismischen, psychischen, interpersonellen und kulturellen Prozessen im Zentrum stehen und dabei sowohl die „objektiv“/intersubjektiven Bedeutungen und Erklärungen (also wie „die Welt“ beschrieben wird) als auch die subjektive Bedeutungszuweisungen im Sinne der Biosemiotik (also wie „die Welt“ erlebt wird) berücksichtigt werden (vgl. Kriz, 2017). Unter dieser Perspektive bedarf die Entwicklung von Empathie (und deren Förderung) nicht nur einer Verbindung organismisch-evolutionärer Potentiale mit den Kulturwerkzeugen (vor allem Sprache mit ihren Metaphern, Erklärungsprinzipien, Narrationen usw.) – vermittelt über interpersonelle und psychische Prozesse – um das eigene innere Geschehen zur erfassen und zu verstehen (symbolisieren) sowie das Innenleben des Gegenüber (mentalalisieren). Sondern die hohe Bedeutung der Kultur bei diesen Entwicklungsprozessen lässt auch die problematische Verengung in unserer westlichen Mittelschichtskultur auf unabhängige Sozialisationsideale um die Bedingungen und Ziele interdependenter Kulturen als Korrektiv und Relativierung erweitern (was allerdings auch vice versa gilt!). Dies wäre nicht nur im Hinblick auf die Realität unserer zunehmenden Multi-Kulti-Gesellschaft mit hohen Migrantenanteilen wichtig, um allzu starke Verwerfungen und Konflikte in gemeinsamen Erziehungsräumen (Kita, Grundschule, ...) zu vermeiden oder zumindest abzumildern. Sondern die Analyse von Heidi Keller (2015) zeigt auf, wie die in den letzten Jahrzehnten zugenommene Einseitigkeit unseres Verständnisses von Empathie, Entwicklungszielen und -werten letztlich „Ichlinge“ hervorbringt deren psychische Autonomie zu sehr auf Kosten von Handlungsautonomie gefördert wurde. Zumal Keller zustimmen ist, dass diese vermeintliche Autonomie allzu oft mit Abhängigkeiten und Unsicherheiten verbunden ist

– Kinder, deren „Du sollst gucken!“, durch Kitas und Spielplätze halt und die, wie oben gesagt wurde, sehr gut in der Lage sind, ihre Wünsche und Bedürfnisse zu artikulieren, sich aber erschreckend hilflos bei ganz alltäglichen Handlungsvollzügen anstellen. Empathie und Beziehungsfähigkeit wären daher nicht nur in Bezug zum Einzelnen zu fördern, sondern auch für die Belange der (engeren und weiteren) Sozialgemeinschaft – zumal Tomasello von angeborener Hilfsbereitschaft und Kooperation ausgeht. Diese müssten also – im wahrsten Sinne des Wortes – nur besser kultiviert werden.

Literatur

- Adolphs, R. (2009). The social brain: Neural basis of social knowledge. *Annual Review of Psychology*, 60, 693-716.
- Allen, J., Fonagy, P. & Bateman, A. (2008). *Mentalizing in Clinical Practice*. Washington: American Psychiatric Press.
- Asen, E. & Fonagy, P. (2014). Mentalisierungsbasierte therapeutische Intervention für Familien. *Familiendynamik*, 39 (3), 234-249
- Bateson, M. C. (1975). Mother-infant exchanges: The epigenesis of conversational interaction. In D. Aaronson & R. W. Rieber (Hrsg.), *Developmental psycholinguistics and communication disorders* (S. 101-113). New York: New York Academy of Sciences.
- Cassirer, E. (1960). *Was ist der Mensch? Versuch einer Philosophie der menschlichen Kultur*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Dunbar, R. (1998). *The social brain hypothesis*. *Evolutionary Anthropology*, 23, 178-190.
- Fontaine, N. (1736). *Memoires pour servir á l'histoire de Port-Royal*. Utrecht.
- Fuchs, T. (2008). *Das Gehirn – ein Beziehungsorgan. Eine phänomenologisch-ökologische Konzeption*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Heider, F. (1944). *Social Perception and Phenomenal Causality*. *Psychol. Rev.*, 51, 358-410.
- Hontschik, B. (2006) *Körper; Seele, Mensch: Versuch über die Kunst des Heilens*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Hontschik, B., Bertram, W. & Geigges, W. (2013). *Auf der Suche nach der verlorenen Kunst des Heilens: Bausteine der Integrierten Medizin*. Stuttgart: Schattauer.
- Hutter, C. (2009). Einführung in die Texte Jacob Levi Morenos. In C. Hutter & H. Schwehm (Hrsg.), *J. L. Morenos Werk in Schlüsselbegriffen* (S. 23-39). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Jessen, S. & Grossmann, T. (2014). Unconscious discrimination of social cues from eye whites in infants. *PNAS online*, 27. Verfügbar unter www.mpg.de/8720417/Jessen_EmotionenBabies [Oktober 2014]
- Keller, H. (2011). *Kinderalltag. Kulturen der Kindheit und ihre Bedeutung für Bindung, Bildung und Erziehung*. Heidelberg: Springer.
- Keller, H. (2015). *Die Entwicklung der Generation Ich. Eine psychologische Analyse aktueller Erziehungsbilder*. Wiesbaden: Springer.
- Keller, H. & Kärtner, J. (2013). *Development – The culture-specific solution of universal developmental tasks*. In M. L. Gelfand, C.-Y. Chiu & Y. Y. Hong (Hrsg.), *Advances in culture and psychology* (Vol. 3, S. 63-116). Oxford: Oxford University Press.
- Keyser, C. (2014). *Unser empathisches Gehirn: Warum wir verstehen, was andere fühlen*. München: Bertelsmann
- Kriz, J. (2014). Einladung zu einer Begegnung. Morenos Werk aus der Sicht der Personzentrierten Systemtheorie. *Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie*, 13 (1 Supplement), 121-135.
- Kriz, J. (2017). *Subjekt und Lebenswelt. Personzentrierte Systemtheorie für Psychotherapie, Beratung und Coaching*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Mausfeld, R. (2005). Vom Sinn in den Sinnen. Wie kann ein biologisches System Bedeutung generieren?
In N. Elsner & G. Lüer (Hrsg.). „... sind eben alles Menschen.“ – Verhalten zwischen Zwang, Freiheit und Verantwortung (S. 47-79). Göttingen: Wallstein.
- Pawelzik, M.R. (2013). Psychotherapie des sozialen Gehirns (Teil I und II). *Verhaltenstherapie und Verhaltensmedizin*, 34, 43-74 & 143-177.
- Pesso, A. (1999). *Dramaturgie des Unbewussten: Eine Einführung in die psychomotorische Therapie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Pesso, A. & Perquin, L. (2007). *Die Bühnen des Bewusstseins Oder: Werden, wer wir wirklich sind: PBSP – ein ressourcenorientierter, neurobiologisch fundierter Ansatz der Körper-, Emotions- und Familientherapie*. München: CIP-Medien.
- Rogers, C.R. (1961). *On Becoming a Person. A therapist's view of psychotherapy*. Boston: Houghton Mifflin Company. – Dt.: (1973) Entwicklung der Persönlichkeit. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schmid, P.F. (1991). Souveränität und Engagement: Zu einem personzentrierten Verständnis von „Person“.
In C. R. Rogers & P. F. Schmid, *Person-zentriert: Grundlagen von Theorie und Praxis* (5. Aufl. 2004, S. 15-164). Mainz: Grünewald.
- Schmid, P. F. (2002). Anspruch und Antwort: Personzentrierte Psychotherapie als Begegnung von Person zu Person. In W. Keil & G. Stumm (Hrsg.), *Die vielen Gesichter der Personzentrierten Psychotherapie* (S. 75-105). Wien: Springer.
- Schmid, P.F. (2011). Begegnung von Person zu Person. Die anthropologischen Grundlagen Personzentrierter Therapie. In J. Kriz & T. Slunecko (Hrsg.) *Gesprächspsychotherapie : Die therapeutische Vielfalt des personzentrierten Ansatzes* (S. 34-48). Wien: Facultas.
- Sparrer, I., & Varga v. Kibed, M. (2000). *Ganz im Gegenteil. Tetralemmaarbeit und andere Grundformen systemischer Strukturaufstellungen*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Stern, D. (2005). *Der Gegenwartsmoment. Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Tomasello, M. (2010). *Warum wir kooperieren*. Berlin: Suhrkamp/edition unseld.
- Tomasello, M. (2011). *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Tomasello, M. (2014). *Eine Naturgeschichte des menschlichen Denkens*. Berlin: Suhrkamp.
- Trevarthen, C. (2011). What is it like to be a person who knows nothing? Defining the active intersubjective mind of a newborn human being. *Infant and Child Development*, 20(1), 119–135.
- Uexküll, J. von (1920). *Theoretische Biologie*. Berlin: Verlag von Gebrüder Paetel.
- Uexküll, J. von & Kriszat G. (1934/1956). *Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen. Bedeutungslehre*. Reinbek b. Hamburg: rde/rowohlt.
- Uexküll, T. von (1980). Die Umweltlehre als Theorie der Zeichenprozesse. In T. von Uexküll (Hrsg.), *Jakob von Uexküll. Kompositionslehre der Natur*. Frankfurt, Berlin, Wien.
- Uexküll, T. von (1989). *Naturwissenschaft als Zeichenlehre*. Merkur, 43, 225 -234.
- Uexküll, T. von, Geigges, W. & Plassmann, W. (2002). *Integrierte Medizin: Modell und klinische Praxis*. Stuttgart: Schattauer.
- Weizenbaum, J. (2000). *Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft* (11. Aufl.). Frankfurt: Suhrkamp.

Korrespondenzadresse

Univ.-Prof. em. Dr. Jürgen Kriz
Institut für Psychologie FB 8 | Seminarstrasse 20 | Poststelle
D- 49074 Osnabrück | Germany | www.jkriz.de